

KLASSE, SCHAM UND DIE LINKEN

DEBATTE ZU ERIBONS RÜCKKEHR NACH REIMS

RAINER RILLING, JANIS EHLING, MIRIAM PIESCHKE,

CHRISTINA KAINDL UND ALEX DEMIROVIĆ

*Kaum ein Buch hat 2016 so viel Aufmerksamkeit erregt wie Didier Eribons Rückkehr nach Reims. Angesichts der Wahlerfolge rechtspopulistischer Parteien in vielen Ländern Europas trifft es den Nerv der Zeit: Warum wählen gerade die »Abgehängten«, oft ehemals linke Stammwähler*innen, die Rechten? Eribons These ist schmerzlich: Die Linke habe sich abgewendet von der Klassenfrage und von den Arbeiter*innen selbst – und damit den Aufstieg der Rechten möglich gemacht. Die hier versammelten Beiträge versuchen, die Debatte für eine neue linke Klassenpolitik produktiv zu machen.*

KLASSENFLUCHT

RAINER RILLING

Das Buch des französischen Soziologen Didier Eribon »Rückkehr nach Reims« hat es in wenigen Monaten auf die sechste Auflage gebracht. Die Resonanz im Feuilleton und Zeitschriften bis hin zu diversen Blogs und

Facebook ist groß. Vor allem: sie ist durchgängig positiv – die Rede ist vom Meisterdenker, von Meisterschaft oder Brillanz.

Der Autor selbst hat in einem TAZ-Interview (23.9.2016) das Buch sehr vorsichtig charakterisiert: »Für mich ist es ein theoretisches Buch darüber, wie Gesellschaften, soziale Klassen, Sexualität, Geschlecht, Politik und die Formierung der sozialen Subjekte, die wir alle sind, funktionieren.« Hinter der Rede von der »Formierung der sozialen Subjekte« verbirgt sich freilich ein autobiografisches historisches Narrativ, das auf eine politische Perspektive aus ist. »Rückkehr« meint für ihn, ausgehend von der gegenwärtigen Politik (!) in die Vergangenheit einzutauchen und über Reformulierungen des Selbst in seiner Geschichte als Moment von Befreiung nachzudenken. Er überlegt, welche Rolle soziale Herkunft, Bindung oder gar Vorherbestimmung spielt. Das ist das Projekt des Buches.

Wirkmächtig sind vor allem zwei Themen und Thesen dieses Blicks zurück geworden:

Er konstatiert und beschreibt als erstes Element der langen politischen Gegenwart die Metamorphosen der Wahrnehmungen, der politischen Diskurse, des Ethos und der Ideen der Linken (und darüber hinaus!), die sich in Frankreich zwischen »1968« und der Etablierung des neoliberalen Modells bis Anfang der 80er Jahre durchsetzten. Ihre Quintessenz fasst Eribon in einem Satz zusammen: »Was aus der politischen Repräsentation und den kritischen Diskursen verschwand, war nicht nur die Arbeiterbewegung mit ihren Kämpfen und Traditionen, es waren die Arbeiter selbst, ihre Kultur, ihre spezifischen Lebensbedingungen, ihre Hoffnungen und Wünsche.« Doch diese Unsichtbarkeit wird beginnend in den 70er und frühen 80er Jahren langsam durchbrochen durch eine neue, ganz andere Repräsentation der Arbeit im Prozess des Aufstiegs des Front National und des Niedergangs der linken politischen Arbeiterbewegung. Dieser Prozess setzt sich bis in die Gegenwart fort – aktuell kommen etwa ein Drittel der unter 25jährigen FN-Anhänger aus unteren Angestellten- und Arbeiterfamilien und die den Regionalwahlen 2015 kam der FN unter den Arbeitern auf 52 Prozent. Diese »fürchterliche Entwicklung« (Eribon), wie »aus Linken Rechte werden«, ist das zweite Thema des Buches.

Eribon versucht zu erklären, wie die heutigen »classes populaires«, die »sogenannten ›einfachen‹ Leute, die in Wahrheit Leute ohne Privilegien sind«, dazu kamen, sich durch den Front National vertreten zu sehen. Eine grundlegende Voraussetzung dafür ist, dass sie im Weltbild der Parteien selbst überhaupt benannt und auch sinngebend vorkommen –

was im Fall des FN wie auch der PCF der Fall war: »...die Bindung an die Kommunistische Partei (bestimmte) als eine Art politisches Ordnungsprinzip den Horizont des Verhältnisses zur Politik überhaupt.« Allerdings sind es für Eribon vor allem »politische Diskurse und diskursive Kategorien«, welche »die Konstituierung als politisches Subjekt beeinflussen«. Mehr noch: für Eribon sind Parteien das »entscheidende Element der Vermittlung«, sie »spielen dabei eine wichtige, fundamentale Rolle, denn jene, die keine Stimme haben, können nur sprechen, wenn sie von jemanden vertreten werden, wenn jemand für sie, in

RAINER RILLING ist Fellow am Institut für Gesellschaftsanalyse, im Vorstand der Rosa-Luxemburg-Stiftung sowie Redakteur der Zeitschrift LuXemburg.

ihrem Namen und ihrem Interesse, spricht.« Politische Organisationen jenseits der Parteien ignoriert Eribon fast vollständig.¹

Er nimmt einen anderen Weg – zurück in der eigenen Biografie und der seiner Familie, wobei er diese historische Sozialbiografie mit zahlreichen literarischen, politischen, sozialhistorischen und gesellschaftsanalytischen Skizzen und Narrativen verknüpft. Er schreibt reflexiv über Rückkehr, um sich nicht ungeschützt der emotionalen Macht des Nachdenkens über die eigene Geschichte und ihre sozialen Festlegungen auszusetzen, also auch womöglich in Nostalgie, Wehmut, Trauer oder Resignation zu verfallen. Seine kommunistische Familie steht für ein großes Segment der französischen Arbeiterklasse, das schon

2002 in der ersten Runde der französischen Präsidentschaftswahlen den rechtsextremen Jean-Marie Le Pen wählten und diesen so in die Stichwahl mit Chirac brachten. Ein Segment, das in der Folgezeit stetig anwuchs. Seine biografische Auseinandersetzung geht jedoch weiter zurück und fokussiert sich auf die Zeit der 50er bis frühen 80er Jahre. Es geht also um Vergangenheit, der Buchtitel »Rückkehr nach Reims« meint eine Rückkehr in die Geschichte seines Lebens, seiner Familie, der »einfachen Leute« dieser Zeit, seiner »Herkunftsklasse« – der Arbeiterklasse. Auf seiner Geburtsurkunde (1953) waren die Berufe seiner Eltern vermerkt: »Hilfsarbeiter und Putzfrau«. »Wir lebten damals in extremer Armut, um nicht zu sagen im Elend.« Jahre lang arbeiteten beide am Fließband. Sein Vater hat »von seinem vierzehnten bis zu seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahr in der Fabrik gearbeitet, von seinem letzten Schultag bis zu dem Tag, als man ihn ungefragt in Frührente schickte. Meiner Mutter erging es kurz darauf genauso (sie war fünfundfünfzig). Beide wurden von einem System ausgestoßen, das sie ein Leben lang schamlos ausgebeutet hatte.« Eribon durchläuft gleichsam klassennormale Kindheitsmuster in einem von der PCF repräsentierten unteren Arbeitermilieu, aber seit den 60ern wird er zum ersten Aufsteiger der Familie, er wechselt ins Gymnasium, mit 18 an die Universität, mit zwanzig zum Sehnstsort Paris. Er wird schließlich Professor für Soziologie in Amiens. Und vor allem: Er beginnt in der zweiten Hälfte der 60er anders zu leben, entdeckt das Schwulsein, durchläuft eine durch Distinktion und Unterwerfung gekennzeichnete erfolgreiche Bildungskarriere,

erlernt einen nichtproletarischen Habitus, politisiert sich. All das verdichtet sich zum Bruch: ich »war vor meiner Familie geflohen und verspürte nicht die geringste Lust, sie wiederzusehen ... nichts verband uns, nichts hatten wir gemeinsam. Wenigstens glaubte ich das oder hatte es so sehr glauben wollen, weil ich dachte, man könne ein Leben losgelöst von seiner Familie leben und sich neu erfinden, indem man der Vergangenheit und denen, die sie bevölkern, den Rücken zukehrt.« Eribon: Die »Arbeiterkultur und ›Armutskultur« loszuwerden oder sie unsichtbar zu machen, hat mich »in jedem einzelnen Moment meines Lebens beschäftigt.« Auch seine wissenschaftliche Arbeit spiegelt diese Loslösung wider. Bei seiner Gesellschaftsanalytik sexueller Normverletzungen »ignorierte ich all das, was an mir selbst und in meiner eigenen Geschichte auf Machtverhältnisse zwischen Klassen verwies, alles, was mich auf jene Aspekte der Subjektivierung hätte bringen können, ja bringen müssen, die von sozialen Zugehörigkeiten und der Inferiorisierung ›niedrigerer‹ Klassen bestimmt sind.«

COMING OUT

Als sein an Alzheimer erkrankter Vater 2006 stirbt, »der all das verkörpert hatte, was ich hatte hinter mir lassen und womit ich hatte brechen wollen, der für mich ohne Zweifel eine Art negatives soziales Modell abgegeben hatte«, dem er mit »Abscheu und Hass« begegnete und den er als »dummen und gewalttätigen Menschen, der mehr brüllte als sprach« charakterisierte, der »von der Gewalt der sozialen Welt geformt worden war« – da reagiert er vor allem mit dem Wunsch zu

»verstehen«, er stellt sich »Fragen über soziale Schicksale, über die Teilung der Gesellschaft in Klassen, über den determinierenden Einfluss der sozialen Welt auf die Subjektkonstitution« – konkret: welche fortwirkenden »Dispositionen« (Bourdieu) ihn selbst prägten. Er fährt zurück zu seiner Mutter in das von Reims eine Handvoll Minuten entfernte Dorf Muizon. Er hatte seine Eltern 20 Jahre lange nicht gesehen, erstmals nach 35 Jahren in Paris und vielen anderen Orten in der Welt kehrt er zurück »in ein Herkunftsmilieu, aus dem man hervor- und von dem man fortgegangen ist«, um neu zu sich und den zwei verschiedenen Welten ihn ihm selbst zu kommen. Dort, aus Fotos und dem Gespräch mit seiner Mutter, reaktualisiert sich dann sein konserviertes wie negiertes Selbst, der gespaltene Habitus des Didier Eribon kommt an die Oberfläche. Er entdeckt, dass sein »Coming-out aus dem sexuellen ›Schrank‹ – das Verlangen, meine Homosexualität anzunehmen und zu bejahen – mit dem Eintritt in etwas zusammengefallen (war), das man den ›sozialen Schrank‹ nennen könnte«: die Ablehnung und Verneinung der Arbeiterklasse und Klassenherkunft, kräftig gezeichnet von Herrschaft, Gewalt, Unterwerfung, Inferiorisierung, Homophobie, Rassismus, Elend der »niedrigeren Klassen«. Sie war ihm »zunehmend unerträglich« geworden. Bisher hatte er angenommen, dass seine Homosexualität der Motor und die eigentliche Ursache des Bruchs mit seiner Familie war – und der Bruch mit seinem sozialen Milieu der Arbeiterklasse kommt deshalb nicht in seinen Blick. Mit der »Rückkehr nach Reims« begegnet er diesem zweiten Bruch². Neben die Zeit der sexuellen Scham tritt dann eine

Praxis eines zweiten Registers der sozialen Scham (»Herkunftsscham«) eines »sozialen Überläufers«, der aussteigt, »gewissermaßen klassenflüchtig« ist, dessen Prägung durch die Herkunftsklasse das »verstörende Gefühl (schafft), an einem Ort zugleich zu Hause und fremd zu sein.« Seine Beschreibung dieser »sozialen Scham« ist das affektive Zentrum des Buchs und er fragt sich: »Warum habe ich, der ich so viel über Mechanismen der Herrschaft geschrieben habe, kaum etwas zur sozialen Herrschaft geschrieben?« Und: »Warum habe ich, der ich dem Schamgefühl im Prozess der Emanzipation und Unterwerfung [le processus de l'assujettissement et de la subjectivation] eine so große Bedeutung beigemessen habe, so gut wie gar nichts zur sozialen Scham geschrieben?« In beiden Brüchen sieht er heute »eine gesellschaftliche Gewalt, die gegen mich ausgeübt wurde.«

KLASSENFLUCHT

Seine originelle Formulierung »klassenflüchtig« trifft gleich mehrfach: seine Flucht aus der konkreten »Herkunftsklasse« und, radikaler noch, zeitweise sogar aus jedem Selbstverständnis, seine soziale Position klasstheoretisch und –kulturell zu denken. Eine Dimension, die in den schwächlichen Begrifflichkeiten von der »sozialen Mobilität« oder dem »sozialen Aufstieg« völlig verloren geht. Eribon arbeitet an der Tilgung des Klassenbezugs und –begriffs, präsent bleiben soll allein seine individuelle Sozialrotunde, die sich im Schneckentempo durch die Gesellschaftslandschaften bewegt, vorzugsweise nach oben. Die Tilgung des Klassenbegriffs aus der politischen Debatte ist im Frankreich Eribons

(sicherlich mehr als in Deutschland) ein wesentlicher Grund für die Verwandlung des Front National in einen Hoffnungsträger und ein politisches Subjekt der Politik gewesen. Bis heute wird »Klasse« im politischen Diskurs des Front National (oder anderer rechter Parteien in Europa) vermieden. Und die »Flucht« aus der klassenpolitischen Rhetorik findet sich auch bei einem Großteil der Linken, die dabei auch darauf verzichtet, den Subjekten von Klassenherrschaft nachzugehen. Eribons hochgeschätzte Bücher zur Homosexualität erwähnen »Klassen« und »soziale Herrschaft« kaum, wie er in seinem Reims-Buch dann selbst bemerkt (das betrifft übrigens auch die Debatten zur Intersektionalität).

Nicht der soziale Abstieg, sondern die eigene als Aufstieg verstandene neue soziale Identität in einem anderen sozialen Milieu, in dessen Zentrum Bildung und geistige Arbeit stehen, ist für ihn der doppelt gleichsam klassenlose Kontext, in dem er nun lebt: scheinbar ohne Klassenhabitus, also auch ohne deutlichen oder bewussten Klassenbezug in seinen politischen Aktivitäten, ohne die Selbstverortung und Identitätsarbeit in Zusammenhängen, die bewusst eine Klassendimension einbeziehen. Die Prozesse des sozialen Aufstiegs zum hochgebildeten Intellektuellenstatus und der (minoritären) Subjektivierung als Homosexueller sind auch bei vielen »Traditionslinken« Anlässe für Ablehnung und Misstrauen gewesen. Sie sahen hier Distanzierung, Entsolidarisierung und gar Missachtung. Verstreut über den Text finden sich freilich Einschränkungen. Eribons Erzählung oszilliert in Ambivalenzen, die Zerrissenheit und Wandlungen der Historie

seiner sozialen (und politischen) Identität zeigt, dass die Freiheiten der Lebenswege gleichsam gepflastert sind von immer unvollkommenen Zurückweisungen und Affirmation. Mal spricht er von den Wertvorstellungen »der dominierenden Klasse«, die er nicht »vollständig« übernommen habe, mal rechnet er sich explizit dem Milieu der Mittelklasse, der »Privilegierten« oder des Bürgertums zu. Und zuweilen geht es auch um fortwährende Residuen der alten Klassenzeit: »Ich habe die Zugehörigkeit zu einer Klasse immer gespürt« – die Sprache aus dieser Zeit etwa hat er »niemals wirklich vergessen, sondern in einem fernen Winkel meines Gedächtnisses abgelegt«. Oder: »Manche Klassenreflexe bleiben einfach« und mit ihnen »ein schlechtes Gewissen«. Und sogar: Er sei den »Kämpfen des Volkes« immer nahegeblieben. Seine mühevollen, aber auch (wenig überraschend) ironische und selbstdistanzierte Beschreibung der gebildeten Mittelklasse kommt also ohne konzisen Klassenbezug aus.

HISTORISCHE ZEIT?

Allerdings verblissen die mehr als zwei Jahrzehnte, die er seine Eltern nicht gesehen hatte, in der Eribon'schen Sozialbiografie und Analyse völlig, obwohl er fordert, »die Dimension der historischen Zeit wieder ein(zu)führen.« Ihm geht es um den sozialen und politischen Raum der 50er und frühen 60er Jahren und die damit verknüpfte kommunistische Identität, gegen die er sich dann neu subjektiviert hatte. Sie sind in der dann folgenden »Zwischenzeit«, von der man kaum etwas erfährt, aus seinem Blickfeld verschwunden. Diese Zwischenzeit ist auch nicht das Thema

seiner Wendung zur Rückkehr in die Zeit der doppelten Loslösung davor. Was sich in diesen zwei Jahrzehnten in der sozialen Welt Frankreichs abspielte – Stichworte wären: Fragmentierung, Deindustrialisierung, Internationalisierung, Immigration, sozialgeografische Umwälzungen, Entkernung des französischen Sozialstaates, neoliberale Entpolitisierung, tiefe Krise der einst so mächtigen Gewerkschaften, die Häufung von Prekarität und sozialen Abstiegen aus der Mittelklasse – klammerte er in seinem 2009 erschienen Buch weitgehend aus (nimmt sie aber in aktuellen Debatten jetzt auf, s. Die Zeit v. 04. 07. 2016). Hinzu kommt, dass er eine Analyse der Veränderung der Klassenverhältnisse nicht vornimmt, auch weil er (am Beispiel seiner eigenen Verwandtschaft) der Ansicht ist, dass heutzutage im sozialen Gefüge »all diese Menschen denselben Platz ein(nehmen) wie früher, die relationale Position in der Klassengesellschaft hat sich für die gesamte Verwandtschaft kaum geändert.« Er vergleicht die Konstellation der 50er und frühen 60er Jahre mit der Gegenwart und fokussiert primär auf politische Sachverhalte: sein Text aus 2009 sieht die Ursachen für die politische Wendung der Arbeiter in der veränderungsresistenten Verfassung der »alten« Arbeiterklassenlinken (der KP) der 50er und 60er Jahre, in der neoliberalen Inkorporation der rechtssozialdemokratischen PS (»schicke Kaviarlinke«) und ihrer Sprache der Macht und der »Nationen«, welche die Idee der Unterdrückung ad acta legte (»Wenn Sie sich die sozialistische Regierung ansehen, sehen sie eine Ansammlung von Menschen aus der Bourgeoisie.«) und endlich jüngst in der Brüchigkeit der südeuropäischen Bewegungen

(Podemos, Syriza). Erklärt werden die Prozesse nicht. Die Veränderung der Sozial- und Klassenverhältnisse in diesen Jahrzehnten und auch ihre politische Ausdrucksformen etwa auch in veränderten oder neuartigen Praxen der Linken spielt keine relevante Rolle (obwohl sie doch als soziales »Verdikt...von Geburt an über uns lag«).

DAS »WIR« HAT SICH VERÄNDERT

Für das »Überlaufen« eines beträchtlichen Teils der Arbeiterklasse zur Rechten und zum von ihm »verhassten« Front National sieht er eine zentrale Ursache und zugleich eine wesentliche Differenz. Er fragt: »Von wem dürfen sich die Ausgebeuteten und Schutzlosen heute vertreten und verstanden fühlen? An wen wenden und auf wen stützen sie sich, um politisch und kulturell zu existieren, um Stolz und Selbstachtung zu empfinden, weil sie sich legitim, da von einer Machtinstanz legitimiert, fühlen? Oder ganz schlicht: Wer trägt der Tatsache Rechnung, dass sie leben, dass sie etwas denken und wollen?« Seit den 70er und 80er Jahren entwickelte sich eine neue Antwort. Die Arbeiter fühlten sich »kollektiv im Stich gelassen« und »nicht länger repräsentiert ...Das war der Grund, weshalb sich im Rahmen einer wie von selbst ablaufenden Neuverteilung der politischen Karten große Teile der Unterprivilegierten jener Partei zuwandten, die sich nunmehr als einzige um sie zu kümmern schien und die zumindest einen Diskurs anbot, der versuchte, ihrer Lebensrealität wieder einen Sinn zu verleihen... Mit der Wahl der Kommunisten versicherte man sich stolz seiner Klassenidentität, man stellte diese Klassenidentität durch die politische

Unterstützungsgeste für die »Arbeiterpartei« gewissermaßen erst richtig her. Mit der Wahl des Front National verteidigte man hingegen still und heimlich, was von dieser Identität noch geblieben war... So... dass man die Zustimmung zum Front National zumindest teilweise als eine Art politische Notwehr der unteren Schichten interpretieren muss. Sie versuchten, ihre kollektive Identität zu verteidigen, oder jedenfalls eine Würde, die seit je mit Füßen getreten worden ist und nun sogar von denen missachtet wurde, die sie zuvor repräsentiert und verteidigt hatten. ... Wessen Fehler ist es also, wenn die scheinbar letzte politische Rettung ein solches Gesicht trägt? Wenn die überlebende oder wiederhergestellte Bedeutung des »Wir« sich dermaßen gewandelt hat, dass nun nicht länger die »Arbeiter« den »Bourgeois« gegenüberstehen, sondern die »Franzosen« den »Ausländern«? Oder genauer: Wenn der Gegensatz zwischen »uns hier unten« und »denen da oben«, in den sich der zwischen Arbeitern und Bourgeois verwandelt hat (was schon nicht mehr dasselbe ist und jeweils unterschiedliche politische Schlussfolgerungen impliziert), plötzlich eine nationale und ethnische Komponente bekommt, weil »die da oben« als Befürworter einer Immigration wahrgenommen werden, deren Folgen »die da unten« angeblich jeden Tag zu ertragen haben, einer Einwanderung, die plötzlich für alle möglichen Übel verantwortlich gemacht wird? Man könnte sagen, dass die Stimme für die Kommunisten eine positive Selbstaffirmation darstellt, die für den Front National eine negative Die Eigenschaft, Franzose zu sein, wurde zu einem zentralen Element und löste als solches das Arbeitersein oder

Linkssein ab. ... Die fehlende Mobilisierung als Gruppe bzw. die fehlende Selbstwahrnehmung als solidarisch-mobilisierbare Gruppe (sobald sie um ihre Mobilisierbarkeit weiß, ist eine Gruppe geistig schon mobilisiert) führt dazu, dass rassistische Kategorien die sozialen ersetzen. Wenn die Linke die Mobilisierbarkeit aus dem Selbstwahrnehmungshorizont der Gruppe löscht, dann rekonstituiert diese sich anhand eines anderen, diesmal nationalen Prinzips, anhand der Selbstwahrnehmung als »legitime« Population eines Territoriums, das einem scheinbar weggenommen wird und von dem man sich vertrieben fühlt: Das Viertel, in dem man lebt, ist für das Selbstverständnis und die Sicht auf die Welt nun wichtiger als der Arbeitsplatz und die Position im sozialen Gefüge. Ganz allgemein speist sich die kollektive Selbstbehauptung nun aus der Zugehörigkeit zu einem Land, als dessen natürlicher Herr und Besitzer man sich fühlt und das seinen Bewohnern staatsbürgerliche Rechte oder Anrechte garantiert, auf die man einen exklusiven Anspruch zu haben meint. Die Vorstellung, »andere« könnten von diesen Anrechten – oder dem, was noch davon übrig ist – ebenfalls profitieren, wird unerträglich, da man glaubt, der eigene Anteil an ihnen werde dann kleiner«. Die Konnotation der Nation, die Eigenschaft Franzose zu sein, wurde zentral. Als imaginäre Gemeinschaft vermittelt sie eine Subjektivität. Sie ersetzte die Identität, Arbeiter oder Linker zu sein – aber, so die von Eribon betonte Differenz, nur unvollkommen, gleichsam als brüchige Restidentität. Daher sieht er auch gegen die verbreiteten pessimistischen linken Positionen durchaus viel Sinn darin zu versuchen, jene, die ein solches Überwechseln

in eine eben brüchige rechte Identität praktiziert haben, wieder »zurückzuholen«.

...IST ES AUS MIT EUROPA?

Diese Differenz wird freilich in der nicht-linken Rezeption häufig unterschlagen, woraus sich die einfache Schlussfolgerung ergibt, dass die »Schuld« an diesem Übergang der Linken zuzuschreiben sei. Daher die positive Reaktion auf Eribons Text von Seiten rechter oder liberaler Autoren. Gustav Seibt etwa hat Anfang des Jahres in der erste umfangreichen Feuilletonbesprechung (Der Verrat der Kaviarlinken, SZ v. 21/22.5.2016, 20) genau dieses Manöver vorgenommen. »Eribon gibt der Linken die Hauptschuld am Aufstieg der Rechten. Sie habe seit den Achtzigerjahren ihren Klassenstandpunkt verraten, sei neoliberal und reformistisch geworden, zur herrschenden Klasse übergelaufen und Teil von ihr geworden. Wer die »gauche du caviar«, die Kaviarlinke Frankreichs, vor Augen hat, kann hier nur herzlich zustimmen, zumal wir aus Deutschland die Genossen der Bosse ja auch kennen. Gegen sie zu stimmen, »rechts« zu wählen, ist dann reaktiv eine neue, letzte Gestalt des Klassenkampfes, gerade in der Aufkündigung einer rhetorisch gewordenen Moralität. Aber das ist noch nicht alles. Denn Eribon erkennt schon im archaischen, stalinistisch gebliebenen Kommunismus der Vor-Mitterrand-Zeit das Potenzial von Missgunst, Neid und Fremdenhass, das der »Front National« seither bespielt. Mit Blick auf Deutschland darf man fragen, ob die Erfolge von Pegida und AfD in den ostdeutschen Bundesländern nicht eine ähnliche postkommunistische Genealogie nahelegen. Wenn das

Soziale national wird, ist man rasch bei den Rechten.« Seibt unterschlägt freilich Eribons Einwendung, dass die Kommunistische Partei die rassistischen Empfindungen niemals »zum Brennpunkt des politischen Interesses« hat werden lassen und dass der Rassismus eben der gesamten politischen Rechten in Frankreich zur variantenreichen zentralen Triebkraft der politischen Dynamik des FN geworden ist.

Doch Seibt könnte zugleich recht haben: »wenn Frankreich den Rechten anheimfällt, ist es aus mit Europa«. Die deutsche Linke, die sich seit geraumer Zeit in diversen europapolitischen Optionen verheddert hat, sollte die Möglichkeit eines rechtsdominierten, autoritär-faschistoiden und global agierenden Europas nicht weiter aus ihrem politischen Horizont verbannen, könnte sich diese doch unversehens in einen neuen globalen rechten backlash einfügen – der von den Americas über Europa bis zu den asiatischen Mächten reichen könnte – und dem anders als den völkisch-faschistischen Ambitionen des letzten Jahrhunderts nur ein schwindender Liberalismus Paroli bieten würde, der die soziale Frage und die Welt der Arbeit ignoriert und dessen Projekt einer neoliberalen Globalisierung hinweggefegt würde.

1 Eine erstaunliche, zweifache Verkürzung auf eine politische Form (die Partei) und Methodik (Diskurse, auch im Sinne der politischen Rhetorik).

2 Eine aktuelle Resonanz auf dieses sozialbiografische Design sind der 2016 erschienene Roman von Edouard Louis: *Histoire de la violence*, Paris: Seuil 2016, in dem auch Eribon eine Rolle spielt. Zuvor bereits publizierte Louis den Roman *En finir avec Eddy Bellegueule*, Paris: Seuil 2014.

WARUM ERIBON DEN AUFSTIEG DER RECHTEN NICHT ERKLÄREN KANN

JANIS EHLING

Didier Eribon hat eines der mitreißendsten und anregendsten Bücher der letzten Jahre geschrieben. Wer »Rückkehr nach Reims« liest, erlebt unzählige Aha-Effekte, die Gedanken geraten in Bewegung und die Ideen schießen nur so durch den Kopf. Das ist die wichtigste Funktion dieses Buches – einen erzählerisch packenden Denkanstoß zu liefern. Dieser Anstoß hat gewirkt. Mittlerweile ließe sich ein ganzes Buch über die Eribonlektüre und ihre Schlüsse schreiben. Der Großteil der Eribon-Leser*innen liest Rückkehr nach Reims, weil es packend geschrieben ist. Die meisten Linken hingegen verweisen auf das Buch aus ganz anderen Gründen. Eribon stellt in wenigen Kapiteln des Buches einige spannenden Thesen zum Aufstieg der Rechten (Front National) und der politischen Veränderung der Arbeiter*innenklasse auf. Diese Themenwahl kann das Interesse am Buch kaum erklären. Anderswo wurde das Thema schon viel gründlicher und besser bearbeitet. Warum versetzt dieses Buch so viele Linke in Aufruhr?

Das Buch erzeugt seine Spannung nicht zuletzt aus der Lebensgeschichte Eribons. Als Kind der Arbeiterklasse, Homosexueller und Foucault-Biograf repräsentiert er die akademische Linke, die sich politisch und individuell von der Arbeiterklasse abgewandt hat. Durch diesen Hintergrund finden zwei linke Strömungen, die in der Zeit der 60/70er auseinandergingen, wieder in ihrem gemein-

JANIS EHLING ist Bundesgeschäftsführer des Studierendenverbandes Die Linke.SDS und beschäftigt sich mit der Geschichte der Linken.

samen Interesse an »Rückkehr nach Reims« zusammen: der philosophisch und linksliberal geprägte Strang – interessiert an Foucault und Bourdieu auf der einen Seite; auf der anderen die Linken, die nach wie vor auf die Arbeiter*innenklasse setzen (Marxist*innen und gewerkschaftlich geprägte). Eribon spricht beide Teile an, weil der Aufstieg der Rechten beiden Teilen Sorgen und Ängste beschert. Die gesamte Linke sucht nach Antworten. Und genau in dieser Zeit schreibt Eribon als Repräsentant des einen Teils – der philosophischen Linken, als bekannter Foucaultbiograf dieses Buch; mit seinem geschulten Blick für Unterdrückungsverhältnisse wendet er sich wieder der Arbeiter*innenklasse zu.¹ Das erzeugt Aufmerksamkeit in der gesamten Linken und darüber hinaus.

WARUM ERIBON DEN AUFSTIEG DER RECHTEN NICHT ERKLÄREN KANN

Die autobiografische Herangehensweise ist Stärke und Schwäche zugleich. Eribon beschreibt den Rechtsruck der französischen Arbeiter*innenklasse anhand seiner eigenen Familiengeschichte: Sein Vater und die ganze Nachbarschaft bestand aus treuen Anhänger*innen der Kommunistischen Partei Frankreichs (KPF). Nach jahrelanger Funkstille zwischen ihm und seiner Familie stellt er fest, dass seine Familie nunmehr den Front National wählt. Das verblüfft, deckt sich aber mit unseren Beobachtungen der jüngsten

Zeit: Wurde nicht Norbert Hofer (FPÖ) in Österreich von 84 Prozent der Arbeiter*innen gewählt, haben nicht über 30 Prozent der Arbeiter*innen bei den letzten Landtagswahlen in Deutschland flächendeckend die AfD gewählt? Und diese Rechtswähler*innen sollen früher links gewählt haben?

Genau das zeigt uns Eribon. Er verweist auf ein linkes Defizit: Gerade der Teil der Gesellschaft den viele Linke vertreten wollen, wendet sich von ihr ab. Und wählt jetzt rechts – europaweit. Das versetzt uns in Aufregung. Eribon stößt uns auf dieses Versagen der Linken. Und wir fangen an zu grübeln: Wie können wir die Arbeiter*innen wieder für uns gewinnen? So richtig diese Frage ist, bleibt »Rückkehr nach Reims« eine Antwort schuldig.

Und das hängt mit Eribons Familiengeschichte. Er hatte 30 Jahre keinen Kontakt zu seiner Familie und hat die Veränderung ihrer politischen Einstellungen nicht miterlebt. Und genau diese Leerstelle merkt man dem Buch beim zweiten Lesen an. Eribon malt eindrücklich zwei Bilder: Das Bild der Arbeiter*innen der 70er und das der 2000er. Dazwischen: Nichts.²

Das Buch ist stark in seinen Momentaufnahmen der jeweiligen Zeit. Eine gutes Beispiel ist folgende Feststellung: In den 70ern waren die Arbeiter auch rassistisch, aber das machte nicht ihre Identität aus. Die eigene Identität als Arbeiter*in wurde durch ein stolzes »Wir Unten« gegen »die da oben« zum Ausdruck gebracht. Deshalb wählte »Man(n)« und Frau links, kommunistisch selbstverständlich. Heute hingegen ist die Hauptidentität »Franzose/ Französin« gegen

»die andern«, konstatiert Eribon. Nur wie kam es zu dieser Veränderung?

ERIBONS STOCHERT IM DUNKELN

Eribon hat sich darüber natürlich Gedanken gemacht und zählt folgende Gründe auf:

- 1| Die Intellektuellen: Die Ungleichheit und Ungerechtigkeit, der Konflikt zwischen Kapital und Arbeit war das große Thema der 70er. In den 80ern sprachen die Intellektuellen – typisch neoliberal – nur noch von Eigenverantwortung und Freiheit. Die Intellektuellen wandten sich damit von den Arbeiter*innen ab.
- 2| Akademisierung: Die Linke akademisierte sich. Arbeiter*innen kamen in linken Organisationen immer weniger vor. Vor allem in den Führungsetagen.
- 3| Der Verrat: Die organisierte Linke beging mit der Mitterandregierung '81-'84 Verrat an den Arbeiter*innen.
- 4| Links und Rechts: Daher wandten sich die Arbeiter*innen, weil es egal war, ob links oder rechts regiert. »Die da oben« – womit jetzt auch Linke gemeint waren – machen was sie wollen.

Eribon leitet daraus zwei zentrale Thesen ab: Da nur noch die Wahl des Front National noch Empörung bei »den da oben« auslöst, wählen die Arbeiter*innen heute kollektiv den Front National. Sie brauchen ein kollektives Subjekt um sich ihrer selbst zu versichern. Nur muss dieses kollektive nicht unbedingt links sein. Der große Fehler der marxistischen Linken, so Eribon, sei es die Arbeiterklasse als DAS progressive Subjekt der Veränderung ausserkoren zu haben. Das sei nun widerlegt. Ich halte

beide Thesen für falsch oder so nicht für haltbar. Und das nicht weil Eribon mit allem falsch liegt – im Gegenteil: Die Rechtswende der »Nouveau Philosophes« in Frankreich war krass. Ein weiterer wichtiger Faktor war die furios gestartete Linksregierung in Frankreich aus Sozialisten und Kommunisten Anfang der 80er – die in einer desaströsen Niederlage und dem finalen Umschwenken beider auf neoliberale Politik

endete. Nach dem Scheitern dieser Regierung begann der Aufstieg des Front National. Nur vollzog sich diese Niederlage der Linken und der Aufstieg der Rechten ebenso wie die Akademisierung der Linken fast ausnahmslos in Westeuropa.³ Daher greift es zu kurz hier nur auf den Verrat der KPF zu verweisen – sonst hätten alle linken Parteien und Kräfte in Europa gleichzeitig genau denselben Fehler gemacht. Das ist unwahrscheinlich und daher liegt es nahe, dass es sich Eribon hier zu leicht macht.

ERIBONS FALSCHER ANNAHMEN

Wenn Eribon von »den« Linken spricht, differenziert er schlicht überhaupt nicht. Europaweit gab es in den 80ern einen massiven Rechtsruck. Kaum zufällig fiel das mit der Durchsetzung neoliberaler Politik in fast allen



chat_44/flickr cc: by-nc-nd

westeuropäischen Ländern zusammen. Nicht zuletzt rückte in dieser Zeit die Sozialdemokratie in die Mitte und viele Gewerkschaften orientierten auf Sozialpartnerschaft. ABER nicht die gesamte Linke rückte derart nach rechts. Auch die KPF schwenkte in Frankreich kurz nach ihrer Regierung wieder stark nach links. Wenn Eribon von der Mitschuld der Linken spricht und den neoliberalen Schwenk der europäischen Sozialdemokratie meinte, sollte er das auch so sagen und analysieren. Denn hier gibt es tatsächlich einen starken Zusammenhang. Das jüngste Beispiel dafür sind die skandinavischen Länder – wo der Kurswechsel der Sozialdemokratie mit dem Aufstieg der Rechten korrelierte. Neben dem Mangel an Differenzierung ist eine wichtige Vorannahme Eribons fragwürdig. »Die« Arbeiter*innen waren früher

nicht alle links. Auch in den 60/70ern hat weniger als die Hälfte der französischen Arbeiter*innen die KPF gewählt. Nochmal: Weniger als die Hälfte. Diese Differenzierung findet sich bei Eribon nicht wieder. Dabei wäre das wichtig um den Rechtsruck besser zu verstehen. Ein Teil der Arbeiter*innen war auch damals schon rechts. Auch heute wählt nur ein Teil rechts. Wie Sebastian Chwala in seinem hervorragenden Buch über den Front National herausarbeitet, sind das vor allem Arbeiter*innen mit Einfamilienhäusern im Umkreis der großen Städte. Sie sind stark leistungsorientiert, fühlen sich zu wenig gewertschätzt und teilen aus gegen vermeintlich »faule« Franzosen und »die« Ausländer. Zudem wird der Front National heute insbesondere in Regionen mit sehr großer Verteilungsungleichheit und hohen Arbeitslosenquoten gewählt. Das ist übrigens eine Gemeinsamkeit mit Deutschland. Wer sich die jüngsten Wahlergebnisse der AfD in Baden-Württemberg, Sachsen-Anhalt, Meck-Pomm und Berlin anschaut, findet die rechten Hochburgen genau in diesen Regionen und Stadtteilen.

Und auch der Einstellungswechsel lässt sich anderswo gut nachvollziehen. Die Soziologen Beaud/ Pialoux arbeiten in ihrer Langzeitstudie »Die Verlorene Zukunft der Arbeiter« von 2004 heraus, dass rechtes Gedankengut unter den Arbeitenden seit den 80ern zunimmt UND finden dafür Gründe. Ihre Studie basierte auf den jahrzehntelangen Untersuchungen in dem Peugeotwerk Sochaux: Während Anfang der 80er die Streikbereitschaft, das politische Bewusstsein und die Solidarität unter den Arbeitenden sehr

hoch war und umgekehrt der Rassismus eher weniger stark ausgeprägt war, nahm dieser mit der Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse rasant zu. Die Arbeitsmarktreformen und Unternehmungsumstrukturierungen führten dazu, dass die Arbeitenden zunehmend in Konkurrenz standen. Je unterschiedlicher die Arbeitsverträge, Befristungen usw. und je weniger Normalarbeitsverhältnisse es gab, desto stärker nahmen rassistische Ressentiments zu. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Klaus Dörre bei seinen jüngsten Befragungen in Deutschland.

Bei Eribon fehlen diese Erkenntnisse völlig. Stattdessen schüttet er das Kind mit dem Bade aus und erteilt einer marxistisch orientierten Arbeiter*innenpolitik eine Totalabsage. Dabei haben nur die dümmsten Marxist*innen Arbeiter*innen per se zu DER progressiven Kraft erklärt. Andersrum wird ein Schuh draus: Ohne weite Teile der arbeitenden Bevölkerung wird es keine progressiven Gesellschaftsveränderungen geben. Mit der Mehrheit der Arbeiter*innenklasse oder gar nicht.

Eribons Betrachtung ist zu sehr politisch/soziologisch und nimmt zu wenig ökonomische und historische Betrachtungen in den Blick: Die Erkenntnis, dass der klassische Fließbandarbeiter im Blaumann nicht mehr die Arbeiterklasse idealtypisch repräsentiert, brauchte seine Zeit. Jede Kapitalismusformation hat ihre spezifischen linken Organisationsformen. Heute gibt es in Deutschland mehr Erzieher*innen und Krankenpfleger*innen als Beschäftigte in der Automobilindustrie. Das bildet sich aber noch zu wenig in den linken Organisationen ab. Da gibt es einiges zu tun.



Nicolas Vigier/flickr cc: pd

Wer also gegen die Rechte etwas tun will, sollte besser schauen welche linke Organisation im Gegenwartskapitalismus Solidarität und Erfolge organisieren kann. Und wie das klassenübergreifend – auch mit Arbeiter*innen gehen kann. Von Eribon lässt sich anhand des Beispiels seiner Mutter zeigen, dass es weitere Anknüpfungspunkte gibt. Der Front National ist erzkatholisch und daher gegen Abtreibungen. Seine Mutter wählt ihn trotzdem, obwohl sie selber abgetrieben hat – wie es viele andere tun, die aber genauso viele Positionen am Front National stören. Linke müssten diese anderen Punkte aufspüren und das Unbehagen damit verstärken. Außerdem weist Eribon in einem Aufsatz auf einen wichtigen Punkt hin: Die Arbeiter*innen wählen die Rechten

zwar, organisieren sich aber nicht dort. Die rechtspopulistischen Parteien sind europaweit keine Massenparteien wie es sozialdemokratische und kommunistische Parteien waren. Das macht Hoffnung und ist ein Ansatzpunkt.

Auch wenn sich von Eribon kaum konkrete Lösungen aufzeigt, sind seine Fragen die richtigen. Nur die Antworten müssen wir selber finden!

1 Diesen Gedanken verdanke ich einem Gespräch mit Heinz Hillebrand.

2 Darauf hatte Rainer Rilling in einem Kommentar zum Buch bereits hingewiesen.

3 Die Ausnahme sind die Kommunistische Partei Griechenlands (KKE) und Portugals (CDU) sowie mit Abstrichen die holländischen Sozialisten (SP).

IT'S THE DEMOCRACY!

MIRIAM PIESCHKE

Beim Lesen von Didier Eribons »Rückkehr nach Reims« stellen sich viele Fragen. Einer davon will ich nachgehen. Die von Eribon beschriebenen Zusammenhänge nehme ich dabei zum Ausgangspunkt: Kann das, was Eribon für den Front National beschreibt, auch die Wahlerfolge der AfD erklären? Und wenn ja, wenn hierzulande gerade genau das passiert, was mit dem Aufstieg des Front National in Frankreich in den 2000ern geschehen ist, wie sind dann die aktuellen linken Aktivitäten und Ansätze, der AfD Paroli zu bieten, einzuschätzen? Werden sie der gesellschaftlichen Polarisierung gerecht?

ERIBONS ANALYSE

Didier Eribon beschreibt die Wahl des Front National als, zumindest teilweisen, kollektiven, nachbarschaftlichen Akt der Notwehr. In seiner Kindheit sei die Wahl der Kommunistischen Partei die »natürliche Wahl« (Eribon 2016: 117) und eine positive Selbstbestätigung gewesen, und zwar nicht als Individuen, sondern als ein Wir. Über die Wahl hätten die Wähler*innen sich selbst ausgedrückt: Wir, die Arbeiter*innen, die Nachbar*innen in diesem Viertel, wir sind gegen die Bosse und daher zeigen wir mit jedem Urnengang, dass wir wissen, wer der Klassenfeind ist. Auch mit der Wahl des Front National erfolge eine Selbstaffirmation, wenn auch eine negative und teilweise verschämte. Sie sei aber dennoch wohlüberlegt. Die Wahl konstituiere die Wähler*innen aber nicht

MIRIAM PIESCHKE arbeitet als Referentin im Projekt »Jenseits der Prekarität« der Rosa-Luxemburg-Stiftung und ist Redakteurin der Zeitschrift *Luxemburg*. Davor war sie fast zehn Jahre solosebständig in der außerschulischen Jugendbildung und politischen Erwachsenenbildung.

mehr als Arbeiter*innenklasse, sondern als Französ*innen gegen die anderen, gegen Einwanderer*innen, gegen die vermeintliche Bedrohung von außen. Dazu würden rassistische Gesellschaftsdeutungen aufgegriffen und mobilisiert.

Eribon sieht die Ursache für diesen Rechtsruck in der mangelnden Repräsentation der Arbeiter*innenklasse durch die Linke.

UND IN DEUTSCHLAND?

Laut dem kürzlich erschienenem DIW Wochenbericht (34/2016: 718) setzen sich die Anhänger*innen der AfD aus Menschen zusammen, die ehemals entweder rechtsradikale Parteien gewählt oder gar nicht gewählt haben und »überproportional oft Menschen, die angaben, mit der Demokratie in Deutschland unzufrieden zu sein.« (ebd.). Dies überrascht nicht, denn die AfD mobilisiert neben rassistischen Parolen zunehmenden mit Fragen von Demokratie und Demokratiedefizit. André Poggenburg verkündete nach den Landtagswahlen in Mecklenburg Vorpommern im September diesen Jahres, die AfD würde nun endlich richtige Oppositionsarbeit machen. Der Spitzenkandidat der AfD für die Berliner Abgeordnetenhauswahl Georg Pazderski versprach dasselbe. Wäh-



D. Julien/flickr cc: by-nc

rend Eribons Eltern sich von ihren linken Repräsentant*innen vernachlässigt oder verraten fühlten (»Die Politiker sind alle gleich. Ob links oder rechts, die Rechnung zahlen immer dieselben.« [Eribon2016: 120]), spricht die AfD von den etablierten Parteien als monolithischem Block, von vermeintlichen Sprech- und Denkverboten, Medien, denen nicht getraut werden kann, fehlender Meinungsfreiheit, etc. All dies lässt sich zuspitzen auf die eine Formel: Von Demokratie könne ja wohl nicht mehr die Rede sein.

AUSHÖHLUNG DER DEMOKRATIE

Die neoliberalen Entsicherung der letzten Jahrzehnte sind mit einer Entleerung der

Demokratie einhergegangen, die u.a. mit Alternativlosigkeit und Sachzwanglogik begründet wird. Daher haben die von der AfD angesprochenen Affekte (»Das was man fühlt, ist auch Realität«, so Padzerski im Gespräch mit dem rbb) haben einen rationalen Kern. Viele Menschen machen Erfahrungen mit den Unzulänglichkeiten der bürgerlich-parlamentarischen Demokratie. Sie erkennen keine Unterschiede mehr in den Parteienkoalitionen, erleben Bürger*innenbeteiligung mehr als Befriedung und denn als Befreiung, ärgern sich über die Selbst-Inszenierung von Politik, sind unzufrieden mit einseitiger Medienberichterstattung, etc.. Der Frust darüber ist real und berechtigt.¹

Rückzug und Resignation sind eine Möglichkeit, diese Erfahrungen zu verarbeiten. Wer will schon in einem Alltag im Hamsterrad abends auch noch zu Stadtteilkonferenzen gehen, dort in Arbeitsgruppen Vorschläge entwickeln, um spätestens bei der Verabschiedung zu merken, dass alle wesentlichen Entscheidungen längst getroffen sind? Die kollektive nachbarschaftliche Erfahrung von sozialer Entsicherung, gegen die keine abgegebene Stimme, kein Engagement anzukommen scheint, macht einen verdrossenen Rückzug zu einer nachvollziehbaren Entscheidung. (Kahrs 2015) So wie Eribon beschreibt, werden diejenigen, »die gestern noch ›unterdrückt‹ und ›beherrscht‹ gewesen waren und die politische ›gekämpft‹ hatten, « nun degradiert zu »Opfern‹ von Armut, Prekarisierung und Ausgrenzung‹ und somit als passive und stumme Empfänger technokratischer Handlungsmaßnahmen.« (Eribon 2016: 120)

Und doch kann es passieren, dass die Stimmung der auf diese Art Abgewerteten ›kippt‹, und Menschen, die vielleicht schon lange frustriert waren, sagen: ›Jetzt reicht's!‹.

Ich glaube, Eribons »Rückkehr nach Reims« lässt sich so lesen, dass er neben Resignation eine zweite mögliche kollektive Reaktion auf die Erosion von Demokratie beschreibt, eben jenen kollektiven Akt von Notwehr. Der (Wahl-)Erfolg von Rechtspopulist*innen ließe sich dann darauf zurückführen, dass es ihnen gelingt, ein glaubhaftes Angebot zu machen, diese Erfahrungen zu artikulieren und daraus Konsequenzen zu ziehen. Das mag der vermeintliche Schuss vor den Bug der »Altpartien«

sein, dass mag das Versprechen auf »richtige Opposition« oder mehr Volksentscheide sein. Und das mögen die politischen Erfolge sein, auf die bspw. die AfD mit jeder Verschärfung des Asylrechts und jedem Rechtsruck der anderen Parteien verweisen kann.

EIN GLAUBHAFTES GEGENANGEBOT VON LINKS?

Ein Element dessen, wie die aktuellen Krisen seitens der Herrschenden verwaltet werden, ist, dass es für viele Menschen kaum noch erkennbar ist, wo Orte sind, an denen noch etwas zu erkämpfen wäre. Wer dennoch aktiv wird, läuft in Mängel hinein, in Sachzwänge und Nicht-Zuständigkeiten. Kreativität und Kraft, Nischen zu schaffen, etwas zu erstreiten... die dafür nötigen Energien sind irgendwann erschöpft. Gleichzeitig werden die Töpfe, um die vielleicht noch kreativ gerungen werden kann, immer kleiner.

Die Partei DIE LINKE bringt daher aktuell ein Modellprojekt auf den Weg, welches versucht, in zwei Schritten auf die Polarisierung von Gesellschaft zu antworten. Erstens soll es mit dem Projekt die Frage von Handlungsfähigkeit aufgeworfen werden: Wer kann wie Einfluss nehmen auf die Bedingungen des alltäglichen Lebens? Können die Bewohner*innen eines Viertels dessen Belange (wieder) in die eigenen Hände nehmen und dabei solidarische und inklusive Antworten auf die aktuellen Krisen finden? Verbunden wird diese Frage mit einem zweiten Schritt. Hierfür sollen konkrete lokale Auseinandersetzungen aufgegriffen und zugespitzt werden. An der Rosa-Luxemburg-Stiftung wird an einer ganz ähnlichen Idee

gearbeitet. Im Berliner Stadtteil Hohenschönhausen Nord soll ein Projekt des Transformative Community Organizing entstehen.² Bei den Vorbereitungen dazu haben die Verantwortlichen bereits eine erste wichtige Lektion gelernt: Nachdem sie zunächst eine Weile nach Themen suchten, die den Bewohner*innen auf den Nägeln brennen, wurde ihnen klar, dass das ›heiße Eisen‹ längst vor ihrer Nase lag: Die zunehmend abgebaute soziale Infrastruktur, die immer mangelhaftere Gesundheitsversorgung, die bedrohte Lebensqualität in einem wachsenden, aber dabei auch alternden Bezirk, alles seien wichtige Themen, so sagten ihnen die befragten Hohenschönhausener*innen. Aber das eigentliche Problem sei doch, dass sich niemand mehr wehren würde gegen die Veränderungen, dass der Bürger*innenhaushalt³ seinem Potential nicht gerecht würde, Kiezfondjurys nicht mehr besetzt würden, das Bürger*innenversammlung leer blieben usw.

Organisierende Projekte müssen also die Frage der Veränderbarkeit von Gesellschaft in den Mittelpunkt stellen und Auseinandersetzungen um die Gestaltung des Alltags als Teil dieser Veränderung interpretieren. Denn wenn es gelingt, einem vermeintlich übermächtigen Gegner, der bisher neoliberale Entscheidungen einfach durchsetzen konnte, etwas abzurufen – sei es die zurückgekämpfte Mieterhöhung oder die vor der Stilllegung gerettet Buslinie⁴ – dann ist dies Teil eines (Wieder-)Aneignungsprozesses von Gesellschaft. Und dann geht ein solches Projekt über die Bereitstellung von Resonanzräumen und Repräsentation hinaus, wie sie Didier Eribon von der Linken fordert (Eribon 2016:

146). Und das ist vielleicht die gute Nachricht, nämlich, dass viele linke Ansätze schon weiter sind, als Eribon vermutet.

LITERATUR

- Brangsch, Lutz (2016): Bürgerbeteiligung und Neuvermessung des Demokratischen. In: Demirović, Alex (Hrsg.): Transformation der Demokratie – demokratische Transformation, Münster.
- DIW Wochenbericht 34/ 2016.
- Eribon, Didier (2016): Rückkehr nach Reims, Berlin.
- Kahrs, Horst, 2015: Ziemlich viel Klasse. Prekarisierung und politische Partizipation, in: LuXemburg 1/2015, 74–79.
- Wagner, Thomas (2016): Der Mitmachfalle den Kampf ansagen. Eine bewegungsnahe Politik muss aus der wachsenden Kritik an Bürgerbeteiligungsverfahren Konsequenzen ziehen. In: Demirović, Alex (Hrsg.): Transformation der Demokratie – demokratische Transformation, Münster.

1 Was nicht heißt, dass die Wähler*innen nicht wissen würden, dass sie mit der AfD einer rassistischen, chauvinistischen, autoritären Partei ihre Stimme geben. Deswegen reicht es nicht zu betonen, die AfD greife die Sorgen der Menschen auf. Denn die Partei bietet eben auch eine explizit menschenverachtende Antwort auf diese Sorgen. Wer sie wählt, entscheidet sich für diese Antwort.

2 Beim Community Organizing handelt es sich um gemeinwesenbasierte Handlungsstrategien, die von den konkreten Belangen von betroffenen Gruppierungen, Gemeinden oder Interessensverbänden ausgehen. Mit dem davor gesetzten Anspruch *transformative* wird versucht, in solche Ansätze die Perspektive der Gesellschaftsveränderung systematisch einzubeziehen. http://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Veranstaltungen/2011/Transformative_Organizing_aktuell.pdf

3 Der Berliner Bezirk Lichtenberg, zu dem Hohenschönhausen gehört, weist eine Vielzahl von Verfahren und Instrumenten der Bürger*innenbeteiligung auf. https://www.buergerhaushalt-lichtenberg.de/index.php?page=viewcompiler_archivo&id_view=236&menucontext=32&submenucontext=1002/. Diese wurden stark durch die Partei Die LINKE angesprochen und erkämpft. Allerdings gibt es auch skeptische Stimmen, die darauf verweisen, inwieweit diese Instrumente zur Herrschaftssicherung genutzt werden. Vgl. Brangsch (2016) und kontrovers dazu Wagner (2016).

4 Die Initiative Rothe Ecke hat im Kasseler Stadtteil Rothenditmolde erfolgreich für den Erhalt einer Buslinie gekämpft, die die hatte Verkehrsgesellschaft einstellen wollen. Mehr dazu: <http://rothe-ecke.de/mitmachen/nahverkehr-fuer-alle/>.

GEDANKEN ZU KLASSENPOLITIK

CHRISTINA KAINDL

Die deutsche Übersetzung von »Rückkehr aus Reims« (in Frankreich ist es ja bereits 2009 erschienen) kommt zu einer Zeit, in der die politische Landschaft in Deutschland im Umbruch sein könnte. Was wir mit dem Aufstieg der AfD erleben, ging Anfang der 2000er Jahre bereits in einer ersten Welle durch Europa – und bildet den Hintergrund für Eribons Buch: Ein großer Teil der europäischen Sozialdemokratie trat zum Neoliberalismus über und sprach fortan die »Sprache der Regierenden«.

Eribon zeigt anhand seiner Mutter, wie die Rechten in die Welterklärungen der Arbeiter*innen und Arbeiter eingedrungen sind. Wie sich die Gegnerbestimmungen geändert haben und dann auch die politische Zugehörigkeit »Ich habe in meiner Familie gesehen, wie sich das Weltbild verschoben hat. Aus: ›Wir Arbeiter gegen die Bourgeoisie‹ wurde allmählich ›Wir Franzosen gegen die Migranten‹. Heute ist das völlig verfestigt.« (SZ, 24.11.2016) Gramsci bezeichnet das als »trafomismo«: wenn es gelingt, in die soziale Basis anderer Parteien, Klassen und politischer Formationen einzudringen und sie »umzulenken«, zu enteignen. Stuart Hall hat Ähnliches schon für den autoritären Populismus in den 1980er Jahren analysiert: Dieser trat an gegen eine Sozialdemokratie, die den fordistischen Sozialstaat zu verteidigen sucht. Auf dem Feld von Rassismus und Kulturkampf gelingt es, in soziale Schichten vorzudringen, denen sie materiell nichts zu

CHRISTINA KAINDL leitet den Bereich Strategie und Grundsatzfragen beim Parteivorstand der Partei die LINKE. Sie war jahrelang in linken Bewegungen aktiv und ist Gründungsmitglied der Zeitschrift *Luxemburg*.

bieten haben. Mit der Abgrenzung »nationaler« von »fremder Kultur« werden solidarische Positionen (»against the bosses, for the blacks«) in rassistische umgewandelt: »against the bosses, against the blacks«. Ins Zentrum rücken die »einfache(n), bedrängte(n) Leute« (vgl. (Hall 1982, 123).

Hall zeigt die ideologischen Kampfmittel gegen eine Sozialdemokratie, die noch nicht gelernt hat, die Sprache der neuen, neoliberalen Regierung zu sprechen. Mit einer Neujustierung der Sozialdemokratie Ende der 1990er Jahre verschiebt sich das Terrain. In Deutschland zum Beispiel war der konservative Neoliberalismus von Kohl nicht durchgängig erfolgreich. Erst der rot-grünen Regierung gelingt ein Durchbruch mit Abbau der Beschäftigtenrechte, Steuersenkungen für Reiche und Unternehmen, Privatisierungen und Liberalisierungen. Sie verschafften der Einschränkung des Wohlfahrtsstaates, Absenkungen der Reallöhne und einer Verallgemeinerung des Diskurses um Eigenverantwortung, Zumutbarkeit, Beschäftigungsfähigkeit etc. Hegemonie. Das gelang einerseits durch eine Verbreiterung der sozialen Basis des Neoliberalismus. Sie versprachen Integration und Akzeptanz für queere Lebensentwürfe. Die psychischen Kosten der neuen Arbeitsregime und des »aktivierenden Sozialstaates« wurden kaum Teil der öffentlichen Debatte. Es dominierten Werbekampagne im Stile der

»Ich-AG-Kampagnen, die herausstellen, wie gut es sich mit der heimischen Produktion von Senf selbst verwirklichen lässt und neue Fernsehformate, die Selbstoptimierung und »make-over« in den Vordergrund stellten (vgl. Kaindl 2005 und Niggemann 2011). Arbeitsleid und Zumutungen des Alltags, Zukunfts- und Abstiegsängste hatten kaum noch politische Vertretung in den großen Parteien.

In diese Lücke stoßen in vielen europäischen Ländern die rechten Parteien. Sie stellen sich als »neue Vertreter der kleinen hart arbeitenden Leute« dar – ungeachtet ihrer neoliberal-antisozialen Wirtschaftspolitik. Sie behaupten, dass »die Globalisierung« in den »Fremden«, den Asylbewerbern und Migranten bekämpft werden könnten. Sie bieten politische Mobilisierung und eine Repräsentation – zumindest Projektionsfläche – für enttäuschte Erwartungen und Kränkungen. Die extreme Rechte hatte Erfolg nicht mit dem neoliberalen Programm der 1980er Jahre, sondern gerade mit der Kritik der Auswirkungen der neoliberalen Globalisierung auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Menschen – z.T. kommt es auch, wie etwa in Italien, zu Mischformen der unterschiedlichen rechten Traditionen.

Sie knüpfen am Wohlfahrtsstaatsbewusstsein der Menschen an, sie geben vor, Ansprüche zu verteidigen und Zumutungen, denen sich Menschen in der neuen Produktionsweise ausgesetzt sehen, zurückzuweisen. Zentrale Mobilisierungspunkte der extremen Rechten sind dementsprechend: gegen Globalisierung, Liberalismus, Sozialabbau, für eine Verteidigung der »guten alten Arbeit«. »Ich war immer Anhänger einer Arbeiterpartei und

jetzt bin ich es auch« – Aussagen dieser Art durchzogen etwa die Interviews der europäischen SIREN-Studie (Hentges et.al. 2003) aus dem frühen 2000ern. Es wurden besonders Menschen befragt, deren Leben durch die neoliberalen Umbauprojekte in Betrieben und Sozialstaat betroffen waren. Ganz ähnlich waren wohl die Erfahrungen von Eribons Eltern.¹ Es zeigte sich: im Mittelpunkt stehen nicht so sehr die »Abgehängten«, auf die die öffentliche Diskussion sich so oft konzentriert. Von der klassischen sozialpsychologischen Forschung zu Rassismus in den USA der 1930er Jahre bis zu Heitmeyers »Deutsche Zustände« und den aktuellen Wähler*innen-Analysen zeigt sich: nach rechts gehen die Menschen, die das Gefühl haben, das sie nicht bekommen, wovon sie denken, dass es ihnen zusteht. Weil es der »Gesellschaftsvertrag« früherer Zeiten war: harte Arbeit tauscht sich gegen soziale Absicherung. Oder weil es das Versprechen des Fordismus war: dass es den Kindern wenigstens einmal besser gehen werde. Oder weil sie wissen, dass sie in einem reichen Land leben, sich das in ihrem Leben aber nicht so anfühlt. In der Sozialwissenschaft heißt das »relative Deprivation«. Sie ist die soziale Basis des Rechtsrucks.

In Deutschland war die Entwicklung verzögert und ungleichzeitig: Eine »populistische Unterströmung« (Ursula Birsl) durch FDP, CDU/CSU und SPD hat den Aufstieg von rechts behindert. Die CDU/CSU deckte Anfang der 2000er noch recht erfolgreich den rechten Rand ab. Erst als Merkel versucht, die soziale Basis für ihr Regierungsprojekt durch Modernisierung der kulturell-politischen Positionen der CDU (und damit auf Kosten der SPD) zu

sichern und gleichzeitig ihr exportorientiertes Projekt des europäischen Wettbewerbsraums voran zubringen (und damit Unzufriedene im Bereich der Familien- und Klein-/mittelständischen Unternehmen produziert), wird rechts von ihr Platz frei. Und: Mit dem Übertritt der Sozialdemokratie zur »neuen Mitte« entstand in Deutschland eine neue linke Partei die Protest bündeln konnte. Sie hat Interessen-Widersprüche zur Sprache gebracht, die hinter der Behauptung von Sachzwang und Alternativlosigkeit steckten. Sie hat den Neoliberalismus als Klassenprojekt von oben angegriffen. Es mag ihr nicht oder nicht genug gelungen sein, die »unteren Klassen« auf den Begriff zu bringen und eine gemeinsame (An)Sprache zu entwickeln. Aber mit der LINKEN ist ein Parteiprojekt entstanden, das die Interessen der Erwerblosen und Abgehängten mit den Kernbelegschaften, die Befreiung von Rassismus und Sexismus mit gewerkschaftlichen und antikapitalistischen Kämpfen zusammenbringen will. Die Widersprüche der gesellschaftlichen Linken gehen dabei durchaus durch die Partei: Nicht immer ist das Nebeneinanderstellen von unterschiedlichen Zielen und Interessen schon eine Verbindung. Einen Klassenbegriff, der die realen Erfahrungen trifft (Eribon selbst schreibt ja, dass die Frage, ob es noch Klassen gebe, sich den Menschen »unten« nicht stelle) und die verschiedene Erfahrungen zusammenbringen kann zu gemeinsamen Interessen – ein solcher Begriff muss noch gefunden, muss noch in die Wirklichkeit gebracht werden. Das ist keine rein sozialwissenschaftliche oder analytische Frage.

Die Herausforderung bleibt: Die Erfahrungen der Unteren so zur Sprache bringen, dass

sie ihnen nicht enteignen werden. Sich nicht dumm machen lassen von der Behauptung, es gäbe keine Klassen mehr. Sondern den Begriff von Klasse auf der Höhe der Zeit zu bringen und wieder kampffähig zu machen. So dass Klassenpolitik mit Kämpfen um Befreiung von Rassismus und Sexismus verbunden werden können. DIE LINKE hat mit einer Offensive des Zuhörens und Organisierens begonnen. Weder die Sprache der Unteren, noch ihre Erfahrungen und Wünsche lassen sich am grünen Tisch entwickeln, Eribon kann daher keine »Lösung« anbieten. Dafür müssen sich die Linken in die Mitte des Handgemenges begeben, mit den Menschen, nicht über sie sprechen. Und dann müssen wir die Kämpfe auch führen, nicht nur drüber sprechen.

LITERATUR

- Hall, Stuart, 1982: Popular-demokratischer oder autoritärer Populismus. In: Wolfgang Fritz Haug und Wieland Elferding (Hg.), Internationale Sozialismusdiskussion, Bd 2, Neue soziale Bewegungen und Marxismus, Hamburg, 104-24
- Hentges, Gudrun, Malte-Henning Meyer, Jörg Flecker, Sabine Kirschenhofer, Eva Thoft, Edwin Grinderslev und Gabrielle Balazs, 2003: The Abandoned Worker – Socio-economic Change and the Attraction of Right-wing Populismus. European Synthesis Report on Qualitative Findings, Wien.
- Kaindl, Christina, 2005: »Du musst ihn fühlen, den Scheiß!« Neoliberale Mobilisierungen im Imaginären und der Kampf um neue Lebensweisen am Beispiel von Big Brother und Popstars, in: Das Argument 261, H. 3, 47. Jg., 347-60
- Niggemann, Janek, 2011: » So wie du bist, bleibst du nicht. Alltägliche Kämpfe um eine zeitgemäße Lebensweise«, in: *LuXemburg* 2/2011, 84-89

1 Eribons persönlicher Zugang zum Leid, zu den runtergekürzten Erwartungen der Arbeiterfamilie an Auskommen oder gar Glück, berührt uns. Das wirft auch Fragen an die Sozialwissenschaften auf, die seit mindestens 10 Jahren ähnliche Befunde veröffentlicht. Selten berühren sie uns so: Devereux sprach von »Angst«, die uns methodisch auf Distanz hält.

DIE SCHWERKRAFT IN REIMS.

BEMERKUNGEN ZU ERIBONS

SOZIOANALYSE

ALEX DEMIROVIĆ

Das von Didier Éribon verfasste Buch »Rückkehr nach Reims« wurde 2009 auf Französisch publiziert. In einer ganz anderen Konstellation – bestimmt durch die Erfolge der AfD oder Norbert Hofer in Österreich, den Wahlsieg Donald Trumps und die Aussicht auf einen Wahlsieg auch von Marine Le Pen – ist es 2016 in Deutschland erschienen und wird seitdem viel diskutiert. Meinem Verständnis nach handelt es sich bei dem Buch um den paradigmatischen Versuch dessen, was Pierre Bourdieu eine Sozioanalyse genannt hätte. Mit den Mitteln einer reflexiven Soziologie wird eine Feldanalyse des soziologischen Intellektuellen ‚Eribon‘ unternommen. In anrührenden Details wird im Rückblick untersucht, wie sich die Herausbildung des Habitus eines Arbeiterkindes in einer mittelgroßen französischen Stadt vollzieht. Die Lage der arbeitenden Klasse, so wie sie Eribon erlebt hat, war bis weit in die 1960er und 1970er Jahre überhaupt nicht erfreulich, auch wenn dies rückblickend vielen unter dem Eindruck prekarierteter Arbeits- und Lebensverhältnisse oder des Abbaus sozialstaatlicher Schutzmechanismen so erscheinen mag. Das niedrige Einkommen, die enorme körperliche Belastung durch Arbeit, die beengten Wohnverhältnisse, die miserable Bekleidung, die heterosexistische Gewalt, das pragmatische und teilweise ge-

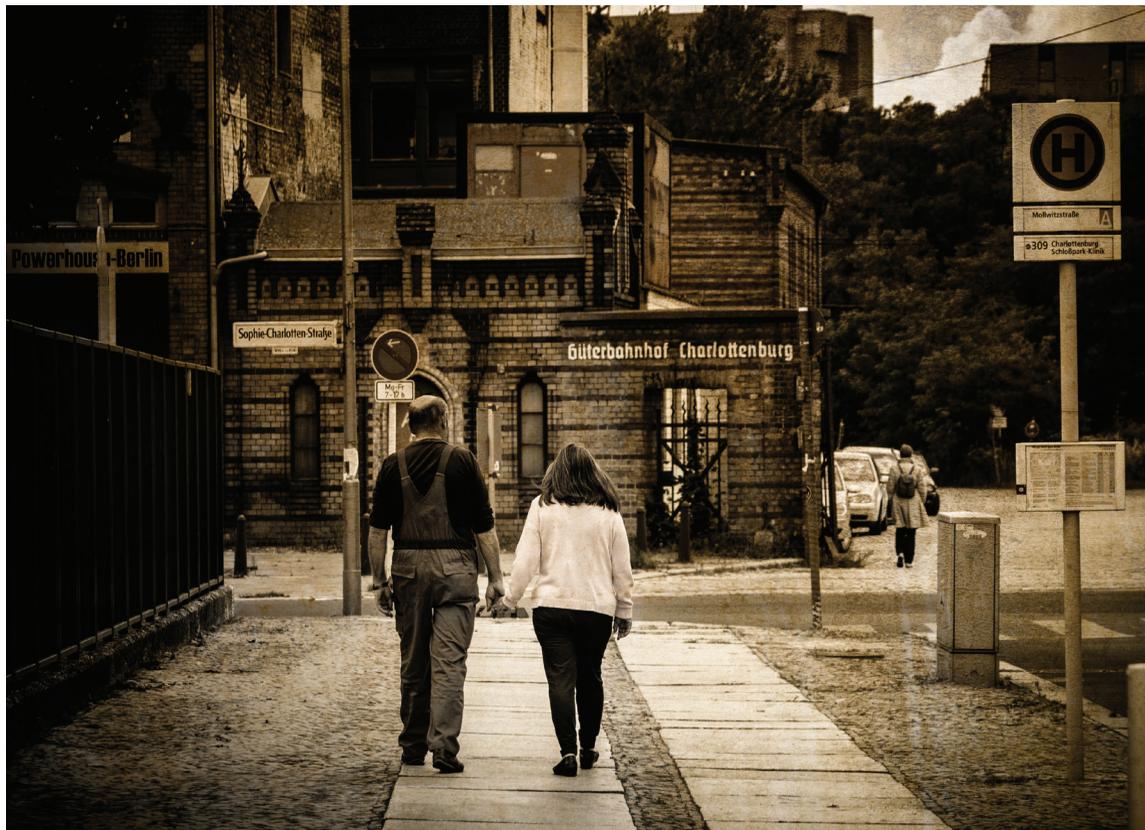
ALEX DEMIROVIĆ ist Philosoph und Sozialwissenschaftler und einer der eingriffslustigsten linken Intellektuellen. Er lehrte u.a. an den Universitäten in Frankfurt am Main und Berlin, ist im Vorstand der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Fellow am Institut für Gesellschaftsanalyse der RLS und Gründungsmitglied dieser Zeitschrift.

fühlskalte Verhältnis zwischen den Eltern und Familienmitgliedern, schließlich die Schule und die anderen Kinder – in allem setzt sich das Gravitationsgesetz bürgerlicher Gewalt- und Ausbeutungsverhältnisse durch. Eribon hat dies erfahren, die Benachteiligungen als Arbeiterkind in der Schule, die Hänseleien als homosexueller Jugendlicher. Aber ebenso hat er schon früh die Brüche erfahren. Er wollte heraus aus diesen Verhältnissen und spürte gleichzeitig, wie sehr ihn der Habitus der Arbeiter*innenklasse, das Familienleben, die symbolischen Gewaltpraktiken der Schule auf tausenderlei Weise zu entmutigen suchten. Er fragt sich nach retrospektiv dem Wunder, das ihn veranlasste, sich von der Logik seiner Klasse zu befreien. Im Rückblick kommt ihm durchaus die Ahnung, dass seine Mutter ihn nicht nur materiell unterstützte – indem sie für seinen Schulbesuch und sein Studium arbeiten ging –, sondern diesen schulischen Erfolg stellvertretend für sich selbst auch wollte. Vielleicht war es sogar auch der gewalttätige Vater, der, der kaum mit ihm sprach, den er nicht mochte, der aber vielleicht doch irgendwie die Vorstellung hatte – wie so viele andere Arbeiter auch in dieser Periode ab den 1950er Jahren –, dass wenigstens eines seiner Kinder es besser haben sollte. Berührend die Szene, in der davon berichtet wird, wie

der Vater unerwartet stolz war über einen Fernsehauftritt seines Sohnes, der sein Buch über Homosexualität vorstellt. Tatsächlich erfuhr nicht nur Didier Eribon eine deutliche Verbesserung durch den Wechsel der Klassenzugehörigkeit. Auch seine Familie machte die Erfahrung dessen, was Ulrich Beck den »Fahrstuhleffekt« nannte. Es ging im Alltag besser: eine größere Wohnung, ein Auto, eine Facharbeiterausbildung für seine Brüder; und doch blieben die Verhältnisse die der Klasse. Die Klasse änderte sich, Eribon hat recht, man muss darüber nachdenken, gleichwohl blieb in der Veränderung doch alles identisch, ein Ausbruch aus der Notwendigkeit, dem Leben in den kleinsten, engsten Verhältnissen fand weder kollektiv noch individuell statt. In Eribons Fall war alles überdeterminiert dadurch, dass er Homosexueller ist, der Habitus war ein doppelter Habitus, er konnte nicht eindeutig werden. So legt er nahe, dass es diese sexuelle Orientierung war, die ihn dazu veranlasste, sich von seinem Milieu zu befreien; auf jedem Fall half es ihm. Die sexuelle Emanzipation wird zur Form, sich des Arbeiterschicksals zu entledigen. Also eine doppelte Befreiung durch Bildungsaufstieg und eine andere sexuelle Subjektivierung.

Dieser Aufstieg durch Bildung ist soziologisch von Interesse. Denn Eribon widerlegt ja in gewisser Weise die These von Bourdieu, dass der schulische Staatsapparat – Bourdieu kritisiert diesen Begriff Althusers, Eribon verteidigt ihn etwas zögernd – zur Reproduktion der Klassengesellschaft beiträgt. Er ist einer von den wenigen Arbeiterkindern, die der gesellschaftlichen Schwerkraft entkommen sind und nicht nur erfolgreich studieren,

sondern auch eine akademische und publizistische Karriere machen konnten. Bemerkenswert ist, wie genau und feinfühlig Eribon all die Prozesse rekonstruiert, durch die er eine neue Subjektivität erlangt und sich damit in das neue akademische und schwule Milieu einfügt, wie er die Eltern und die Familie verleugnet, wie er sich schämt und nicht mit ihnen gesehen werden will, wenn er auf der Straße in Paris zufällig doch jemanden seiner Verwandten trifft. Aus den Gesprächen, die er mit seiner Mutter nach dem Tod seines Vater führt, vermittelt sich allmählich ein Eindruck davon, wie hoch der Preis seines Aufstiegs nicht nur für ihn war – ein Preis, dessen innere Widersprüchlichkeit ja darin besteht, dass er bereitwillig entrichtet wird, weil er mit einem Bildungs- und einem Freiheitsversprechen verbunden ist –, sondern auch für seine Familie. Zwar wurde er immer wieder kritisiert und beschimpft, weil er immer weiter von den Alltagspraktiken seiner Familie abrückte, indem er las, sich auf ein anderes Leben vorbereitete, nicht die Ausfälle gegen die Deutschen, die afrikanischen, arabischen, muslimischen Migrant*innen teilen wollte. Doch es wird auch deutlich – und damit hatte niemand gerechnet –, dass der Bildungsaufstieg aus der Arbeiterklasse etwas anderes ist als es jener traditionelle Aufstieg des Bauernsohnes zum Priester war, der dann in einer Dorfkirche die Seelen betreute. Es kommt zu räumlicher und sozialer Distanz, zu einem Wissen und zu Gewohnheiten, die selbst den mehr oder weniger vertrauten Familienangehörigen fremd bleiben müssen, die sie nicht verstehen. Er musste nicht das Wohnhaus mit einer Vielzahl von Migrantenfamilien teilen,



Rubina V./flickr cc: by-nc-nd

die Gerüche, den Lärm, die Verschmutzung, die Verschandelung des Treppenhauses, der Beschädigung der Briefkästen oder der Autos ertragen, wie ihm seine Mutter vorwarf. Er nahm an bürgerlichen und kleinbürgerlichen Lebensformen teil. Es ist dieser Verlust für beide Seiten, diese Abtrennung dieser aus der Arbeiterklasse hervorgegangenen Intellektuellen und die Folgen für diese wie für jene, die mir eines der wichtigen Motive des Buches zu sein scheinen.

Eribon legt nahe, dass nicht zuletzt diese Abtrennung wesentlich dazu beigetragen hat, dass die Arbeiter*innen sich immer weiter nach rechts orientiert haben. Er beschreibt und trifft wichtige Punkte. Elemente der

rassistischen Ideologie konnte er in der Alltagskommunikation seit langem beobachten. Dennoch verstanden sich diejenigen, die sie äußerten, als Kommunist*innen, es war selbstverständlich, die Kommunistische Partei zu wählen, sich in der kommunistischen Gewerkschaft zu organisieren und die Politiker des FN zu verachten. Jene ideologischen Elemente blieben unverbunden, sie wurden nicht zu einem mehr oder weniger kohärenten Zusammenhang verknüpft, die Menschen lebten gleichsam in zwei ideologischen Welten. Eribon fragt zu Recht, durch welche Diskurse jene Elemente zusammengefügt wurden? Hier bietet das Buch eine Antwort, die über die Sozioanalyse des Intellektuellen

hinausgeht, weil dieser Prozeß stattfand, nachdem er sich von der Familie abgewandt hatte. Eribon stellt Vermutungen an. Nicht das ist das Problem, sondern dass sie genutzt werden für eine öffentliche Diskussion, um einen Gegensatz von Arbeiterinteresse und kulturellen Orientierungen, von materieller Verteilung und Subjekt zu konstruieren und schließlich auch noch gegen die Linke zu argumentieren. Eribon knüpft daran an, dass die Mitglieder seiner Familie früh schon skeptisch erkannt hatten, dass in der '68er Bewegung viele Kinder des Bürgertums aktiv waren, die wenige Jahre später diejenigen sein würden, die sich an der Bereicherung durch Ausbeutung und Regierung der Arbeiterklasse beteiligen würden. Den revolutionären Phrasen vieler Linker war und ist nicht zu trauen. Was er beobachtet, galt ja auch andernorts: die Trotzisten, die ihren Anti-Stalinismus in Anti-Totalitarismus übersetzten und die zivilgesellschaftliche Demokratie predigten, die Kämpfer revolutionärer Organisationen, die den Kommunismus links überholen wollten, oder die Maoisten, die den Roten Khmer verteidigten – beides Strömungen, die dann, vereint bei den Grünen, die Realpolitik gegen die Ökolinken durchsetzten, um mit den früheren sozialdemokratischen Stamokap-Vertreter die Politik der Neue Mitte zu verfolgen: Krieg, finanzmarktdominierte Akkumulation, Privatisierung, Deregulierung zugunsten der Unternehmen, schikanöses Fördern und Fordern für die Lohnarbeitenden. Das ist eben nicht die institutionalisierte Linke, von der Eribon spricht, sondern die neoliberale neue Mitte – getragen von solchen, die es heute nicht gewesen sein wollen und die sich

nun wieder als Linke verstehen, die die Linke neu erfinden wollen und die ihr vorwerfen, so wenig politische Ökonomie betrieben zu haben, die sie ihr gestern noch als Ökonomismus vorwarfen. Deswegen empfinden es nun viele als Genugtuung, in Eribon einen zu finden, der die Verleumdungen und die Häme kritisiert, die den Arbeiter*innen gerade von denen zugefügt wurde, die sich ihr einmal angedient haben.

Sein Vater hatte recht und war hellsichtig. Die, die die Arbeiter*innen führen wollten, kamen ja nicht aus Arbeiterfamilien. Schon Gramsci hatte dieses Phänomen beobachtet, in einer Hegemoniekrise versucht die herrschende Klasse, Führung über die Subalternen zu gewinnen, indem sie sie als Linke zu führen bestrebt ist. Deswegen diese schnelle Verschiebung nach links in der Zeit um '68. Deswegen auch eine berechtigte Ambivalenz von Arbeiter*innen gegen den Bildungsaufstieg ihrer Kinder: Würden sie nicht gemeinsame Sache mit denen machen? Würden sie nicht Besserwisser, arrogant, abgehoben? Aber es gilt nicht für alle, was Eribon schreibt, dass sie einfach der Schwerkraft ihrer Herkunftsclassen gefolgt sind und wurden, was sie sind und ihnen aufgrund der Klassenzugehörigkeit versprochen war. Denn manche Bürgerkinder blieben Linke; und viele, die aus der Arbeiter*innenklasse oder dem Kleinbürgertum kamen, wurden mehr, sie haben erreicht, was sie nicht erwarten konnten, manche blieben loyal. Das ist etwas, was Eribon meiner Ansicht nicht in den Blick bekommt: dass mit den Bildungsprozessen, der linken Mobilisierung der 1960er und 1970er Jahre eine Veränderung der Lebens-

weise einher ging, die viele weit über ihre Herkunftsmilieus hinausgetragen hat. Die gesellschaftliche Linke war dazu gut, diese neuen, erfolgreichen biographischen Bahnen zu schaffen und die Formierung entsprechender Subjektpositionen zu ermöglichen – durch Bildung, Selbstbewusstsein oder neue Alltagsgewohnheiten. Das hat engagierte Arbeiter*innen in die Bildungsinstitutionen gebracht, beruflich erfolgreich sein oder sich auch politisch erfolgreich sein lassen. Dabei konnte man lange glauben, dass dies ein Erfolg des Kollektivs wäre; man konnte unterstellen, dass die Individuen dieselben blieben. Doch zwangsläufig mussten sich ihre materiellen Praktiken ändern: Wohnform, Kleidung, Ess- und Trinkgewohnheiten. Eribon beschreibt genau dies exemplarisch für sich selbst. In seinem Buch – anders als in manchen Interviews – ist er skeptisch bis ablehnend gegenüber dem Begriff des Klassenkampfes. Aber mit Gramsci, auf den er sich bezieht, können solche Prozesse der Absorption durchaus als Prozesse innerhalb eines Klassenkampfes begriffen, nämlich als eine Enthauptung der unteren Klassen. Dies würde helfen zu verstehen, was zunehmend seit den 1980er und 1990er Jahren geschehen ist. Das Bürgertum hat sich durch eine weitreichende Selbstveränderung als stark genug erwiesen, die Intellektuellen, die aus der Arbeiterklasse kamen oder sich von ihr angezogen fühlten, zu gewinnen. Dies gelang aber wiederum nur, indem Initiativen zur progressiven Veränderung der Lebensweise, Formen der Emanzipation aufgenommen wurden: also ökologisch orientierte Zweifel an der Reproduktion; Öffnung der Schulen

und Unterstützung von Studierenden aus der Arbeiter*innenklasse; Akzeptanz sexueller Orientierungen, die die Heteronormativität und das bürgerliche Familienmodell in Frage stellten; Wissenspraktiken, die den bürgerlichen Kanon verunsicherten und in Frage stellten. Mit dieser Enthauptung trat etwas ein, was für die Linke nicht vorhersehbar war. Es entwickelten sich umfassende konsumistische Lebensformen, Politik- und Gewerkschaftsdistanz, der Anspruch auf Autonomie und Lockerung der Milieubindung. Was sich aus der Perspektive der einzelnen Individuen als ein Fortschritt darstellt, ist es nicht in der gleichen Weise für das Kollektiv; auf einem höheren Niveau reproduzieren sich die Abhängigkeits-, Armuts-, Herrschaftsverhältnisse. Zwar wurden die Schulen und Hochschulen erheblich geöffnet, aber Herrschaft wird hier durch neue Praktiken des Macht-Wissens und eine grassierende Intellektuellen- und Wissenschaftsfeindlichkeit reproduziert. Der Aufbruch zu einer neuen Geschlechterordnung wird durch moralische Kampagnen seit langem blockiert. Eine Umwälzung der Lebensweise zur Nachhaltigkeit stößt gegen die kapitalistisch aufrechterhaltene konsumistische Lebensweise. Die Produktivitätssteigerungen und der vorhandene gesellschaftliche Reichtum werden nicht einmal mehr in wohlfahrtsstaatlichen Kompromissen geringfügig nach unten weitergegeben, sondern verwandeln sich in gesellschaftliche Armut. Eribon hält das für das Ergebnis der Politik der offiziellen, der institutionellen oder Regierungslinken. Diese habe sich zur neoliberalen Politik bekehrt, das linke Denken aufgegeben und trage die Verantwortung für die national-

stische, populistische und fremdenfeindliche Welle, die sich momentan ausbreite. So einfach verhält es sich mit der Linken an der Macht nicht.

Damit gibt Eribon seiner Sozioanalyse eine aktuelle, zeitdiagnostische Akzentsetzung, die die sozioanalytischen Einsichten überdehnt. Denn es wird nun vor allem die Linke ins Zentrum gerückt: diejenigen, die erfolgreich ihre soziale Herkunft aufgegeben haben, die sich neuen, vermeintlich kulturellen Formen der Emanzipation überlassen haben. Mein Zweifel betrifft die Tatsache, dass eine doppelte Herrschaftsbeziehung nicht in den Blick kommt. Zum einen wird irgendwie unterschwellig nahegelegt, dass es sich um bloße Anpassungsprozesse und um Verrat gehandelt habe. Die Unterwerfung der Linken in den Bildungs- und in den politischen Prozessen wird nicht thematisiert. Dies bestärkt den Eindruck, dass diese Linken sich zunehmend nur mit kulturellen Fragen befasst haben. Solche Vereinseitigungen gibt es, aber es gibt auch die anderen Ansätze. Nicht alle Linken haben sich derart von den Arbeiter*innen abgewendet, wie Eribon es nahelegt und beschreibt. Weiterhin werden in vielen linken Analysen politökonomische Fragen verfolgt. Mehr noch, es gibt viele linke und marxistische Versuche, den Zusammenhang zwischen ökonomischen, politischen und kulturellen Unterwerfungsverhältnisse, den Zusammenhang von Prozessen der Ausbeutung, staatlicher Herrschaft, Kolonialismus und Rassismus oder Sexismus zu denken. Die Frage ist ja, warum solche Bemühungen immer wieder ignoriert, belächelt, heruntergeredet werden. Hat nicht Bourdieu, hat

nicht Eribon selbst dazu beigetragen? Gehört nicht auch das in das vollständige Bild einer Sozioanalyse?

Solche komplexen Wissenspraktiken wurden also geschwächt – innerhalb der Linken, innerhalb der Institutionen. Aber selbst angenommen, dies wäre nicht der Fall gewesen, stellt sich zweitens die Frage nach der Unterwerfung der Arbeiter*innen durch den Rassismus. Rassismus ist ein Herrschaftsverhältnis. Gerade das haben die Kritische Theorie und Foucault gezeigt. In bürgerlichen Kreisen und unter den Herrschenden wird er ausgearbeitet und kontinuierlich praktiziert. Er konstituiert unterworfenen Subjekte und konstituiert eine Allianz von oben und unten auf Kosten Dritter, die als Andere dem nationalistischen und rassistischen Kommando auch noch rassifizierter Subalternen unterworfen werden können – was eine Grundlage des Konsenses zwischen oben und unten wird. Diese Allianz stellt ein Zeichen der Schwäche der Linken dar – Eribon spricht dies an, wenn er auf Kämpfe der Arbeiter*innen verweist, in denen sich die rassistischen und nationalistischen Identitäten auflösen –; und es sicherlich berechtigt, danach zu fragen, durch welche Fehler die Linke so schwach wurde und warum sie eine solche Allianz nicht verhindern konnte. Dabei spielen nationalsoziale und rassistische Ideologeme in der Arbeiter*innenschaft sicherlich eine Rolle, die Möglichkeit, durch rassifizierte Selbstunterwerfung Zugeständnisse von den Herrschenden zu erlangen. Aber um jene verbreitete Praxis zu vermeiden, die die Subalternen auch noch für ihre Subalternität stigmatisiert, ist aber auch und vor allem danach zu

fragen, warum das Bürgertum versucht, mit den Mitteln des autoritär-nationalistischen Populismus dieses Bündnis herzustellen, also die Orientierung an Rechtsstaat, an parlamentarischer Demokratie, an Gleichheit und Freiheit der Individuen aufgibt und warum die Arbeiter*innen sich überhaupt darauf einlassen. Denn am Ende, das können sie aufgrund historischer Erfahrung wissen, werden sie durch diesen verdrehten Akt der Notwehr nicht oder kaum gewinnen, sondern nur den Reichen und Herrschenden helfen, ihre Machtposition zu erhalten und zu verbessern.

Angesichts einer solchen Konstellation stellt sich die Frage, ob Eribons strategische Vorschläge ausreichen. Ich denke, dass dies nicht der Fall ist. Er fordert die Linke auf, damit aufzuhören, soziale Forderungen zu ignorieren. Ja, sicher, aber das tut die Linke auch nicht. Er schlägt eine Politik vor (konkret 12/16), die den sozialen Schutz, die Hilfs- und Rentensysteme, das Wohnrecht und die medizinische Versorgung verteidigt. Selbstverständlich darf dies nicht abgelehnt werden, aber der national-soziale Wohlfahrtsstaat hat in den vergangenen Jahrzehnten die Herausbildung von Wohlstandschauvinismus, von Bildungsbenachteiligung und von normalisierender Disziplinierung als Grundlage rechter Orientierungen nicht verhindert, sondern als ein strategisches Herrschaftselement ermöglicht. Eribon betont, dass es weiter die Arbeiter*innen und die Arbeitslosen gibt und wendet sich – ähnlich wie Owen Jones oder Christian Baron – dagegen, über sie erniedrigend zu sprechen. Er warnt zudem zu Recht vor einem Rückfall in den Mythos Proletariat, er will nicht für eine Arbeiteriden-

tität plädieren. Eine Politik, die vorgibt, dass die Arbeiterklasse das Allgemeine verkörpere, dass hier die entscheidenden Kämpfe geführt werden, lehnt er ab, wie er das überhaupt ablehnt und die individuellen Rechte stärken will, weil er befürchten muss, als Schwuler ausgegrenzt zu werden. Er will die Linke und die Arbeiter*innen mit den Schwulen, den Studierenden verbinden, kein Kampf dürfe für wichtiger als der andere gehalten werden. Aber reicht das aus? In der Praxis gab und gibt es solche Mosaik-Konstellationen im deutschen Kontext vielfach, auch schon seit längerem eine linke Partei, die für die Interessen der Prekarisierten, für die vielfältigen sexuellen Orientierungen oder für eine sozial-ökologische Transformation eintritt. Dennoch wird die Rechte stärker. Weist nicht Eribons Sozioanalyse auf etwas anderes hin? Sie zeigt, dass sich durch solche Kämpfe wie die der Schwulen, der Ökolog*innen oder durch die um ein neues Wahrheitsregime die Arbeiter*innen verändern und emanzipieren, ja sogar die soziale Position verändern können. Doch wenn es keine Politik gibt, die die Lohnarbeit beseitigt, dann werden am Ende die Schwulen, die Frauen, die Rassifizierten, diejenigen, die mit dem Kopf und nicht mit der Hand arbeiten, vom Schicksal der Klassengesellschaft immer wieder eingeholt werden. Diese Herrschaftsverhältnisse kreuzen sich nicht kontingent, wie Eribon behauptet, sie hängen intern miteinander zusammen. Nur wenn alle von Herrschaft Betroffenen dies begreifen, wird jene Transformation möglich sein, die die Schwerkraft der kapitalistisch bestimmten Lebensformen durch die Leichtigkeit der Emanzipation ablöst.